

Winterkrieg in Tibet – Ich und die Anderen

**Einzelausstellung und 3-tägige Schreibperformance
in der Stadtturmalerie der Tiroler Künstler:innenschaft, Innsbruck 2007**

Abschrift des Wandtexts:

Der Text wurde direkt im Raum entwickelt, ich wusste am Anfang also nicht, worüber ich schreiben würde. Fehler und sprunghafte Themenwechsel sind somit dem Prozess geschuldet. Das Beschreiben des Gewölbes – seltsame Haltungen, die Anstrengung des Schreibens nach oben, Störungen durch Passant:innen, die an die Fenster klopfen und ähnliche Komplikationen – prägten diesen Text.

Eingang Ost

Ein seltsames Huftier etwa 30cm groß,
schaute mich an. „Das Urpferd“ war auf dem Schild
zu lesen.... Zwischen Säbelzähntigern, Sauriern
und Wölfen, ist das Urpferd zum Fluchttier ge-
worden, und ihre Nachfahren, unsere heutigen
Pferde, sind es geblieben... obwohl groß und stark....

Eingang West

... ob ich ohne Beine und mit zwei Armprothesen
gerechter Weise oder ungerechter Weise die
Felswände meines Labyrinths vollkritze....

„Der Winterkrieg in Tibet“
Friedrich Dürrenmatt, Labyrinth, Stoffe I-III

Gewölbe I

Ich stand vor dem Bücherregal und suchte eine Einschlaflektüre. Mein Blick blieb an dem Wort „Cho Oyu“ hängen. Was für ein ungewöhnliches Wort. So rund und kurz. Ich nahm das Buch aus dem Regal und begann zu lesen. Die alten Wege die Tichy beschrieb, und die Fotografien, weckten in mir das Reisefieber. Ich beschloss im kommenden Frühjahr hinzufahren.

Schon seit einiger Zeit war ich auf der Suche nach kleinen Plastiktieren. Es sollten Herdentiere sein. Ich besuchte viele Spielwarenhandlungen, und bat meine Freunde und Bekannten die Augen offen zu halten. Nach einigen Wochen rief Mario bei mir an und sagte, er hätte eine ganze Schachtel mit kleinen Pferden gefunden. Am Naschmarkt. Sie seien ganz billig gewesen, allerdings handle es sich bei den Tieren um Rohlinge aus einer Fabrik sie seien also unlackiert. Welche Farbe sie denn hätten, fragte ich, und wie viele es seien. Etwa 300, antwortete er und sie seien braun. Manche mehr ocker, manche umbra, die meisten jedoch sähen aus ,als seien sie aus Karamel.

Als wir bei *Kodari* die Grenze übertraten, als wir also zugleich Tibet und China betraten, änderte sich auch die Geschwindigkeit, der Behörden. Alles musste schnell gehen. Die Beamten wirkten gehetzt. Ein Widerspruch zur Landschaft um uns. Die sanfthügelige, unendlich scheinende Tibetische Hochebene ist ockrig, umbra, manchmal rötlich-violett und auch gelblich-braun, fast wie Karamel.

Diese große Herde von Plastiktieren ist seither in verschiedensten Rollen in meiner Arbeit präsent. Es geht nicht um das Abbild eines Tieres, natürlich nicht, es geht um die Idee, das Modell.

Für Friedrich Dürrenmatt ist die Welt ein Labyrinth, für mich eine Schneelandschaft die von unzähligen Spuren durchzogen ist. Die Reise führte uns über den *Lalung La* einen fünfeinhalb tausend Meter hohen Pass. Zuerst dachte ich, dieser Pass sei das Ende der Welt. Denn es schien, als führte die Straße direkt ins Weltall, so grell war das Licht, so schwarz der Himmel. Ich wollte dort bleiben, mein Zelt aufstellen, mich länger hier aufhalten. Doch leider ist das in Tibet nicht möglich. Wir mussten die vorgeschriebene Route und den Zeitplan einhalten.

Auch Blindheit, Dunkelheit, *White Out* faszinierten mich immer schon. Mein erstes Projekt im Studium war ein Selbstversuch, bei dem ich mir für 36 Stunden die Augen verband. Es war eine wilde Sache, manchmal hatte ich das Gefühl ich wäre tatsächlich erblindet. Doch wer nun meint, mir ginge es darum mich zu quälen, der liegt falsch. Es geht mir nur darum, mich mit meinen Ängsten auseinanderzusetzen. Ist eine Reise in ein unbekanntes Land nicht ein ebensolcher Selbstversuch?

Der *Cho Oyu* war so, wie ich gehofft hatte: groß, schön, weiß, was sonst gäbe es zu sagen? Über Berge oder Landschaften zu reden, ist nicht sehr sinnvoll und führt meist nur zur Schwärmerei. Manchmal sind Motive einfach Übergangsobjekte. Sie stehen für Dinge aus der Vergangenheit, die weder zum Körper noch zur Außenwelt gehören. Sie sind kompensatorische Symbole: Übergangsobjekte werden nicht vergessen, aber sie verlieren an Bedeutung. Oder kommen wieder in ähnlichen Situationen.

Nun kann es aber passieren, dass man genau auf solch ein Motiv festgelegt wird. Der opportune Wiederholungszwang, ohne den man in der heutigen so genannten Szene nicht mehr bestehen kann. Das kann zu grotesken Lebenssituationen führen. Angenommen, man wäre mit einem Thema bekannt geworden, im schlimmsten Fall wäre das etwas traumatisches, und dieses wäre nun überflüssig, doch das Überleben zwänge einen dazu, in diesem Trauma zu verbleiben. Ich denke, dass es vielen so ergeht, teils freiwillig, aber nicht wenige werden von der Meute immer weiter gehetzt.

Über den *Nangpa La*, der am *Cho Oyu* vorbei führt, wanderten vor etwa 500 Jahren die Sherpas nach Nepal ein. Die Sherpas verweigerten damals die buddhistische Reformation. An ihrer schamanistischen Bön Tradition festhaltend, mussten sie vor dem Gottesstaat flüchten. Der *Nangpa La* ist kein Gebirgspass, wie wir uns einen solchen vorstellen. Er ist viele Kilometer breit und ein mit Steinen markierter Ort in einer Gletscherlandschaft, die über eine so riesige Strecke ansteigt, dass man kaum Höhe zu gewinnen glaubt. Er markiert die Grenze zwischen Nepal und Tibet und damit also zugleich zwischen Nepal und China. Auch heute noch flüchten Tibeter über diesen Pass. Die Wachtürme verstecken sich zwischen Hügeln. Wir fanden einen toten Flüchtling. Vermutlich war er an Kälte und

Erschöpfung verstorben, er wollte vorbei an *Palung Ri* und *Cho Oyu* den einsichtigen Teil der Route abkürzen.

„Die Verschiedenheit erkennen, um der gegenseitigen Freiheit willen“ schrieb Dürrenmatt, als er über die Beziehung zu seinem Vater schrieb. Mit diesem Satz hat er die Grundformel menschlichen Zusammenlebens gefunden. Viel zu oft erwarten wir uns von einer Gruppe größtmögliche Gleichheit der Mitglieder. Besonders was die Familie betrifft, heißt es da schnell enttäuscht: Wir sind ja gar keine Familie. Ohne dabei zu bedenken, dass die Familie zu allererst ja nur eine genetisch bedingte Gruppe ist. Wir sollten nicht die Gleichheit anstreben, sondern das Potenzial der Verschiedenheit ausloten.

Am deutlichsten zeigte sich mir der Unterschied zwischen den Kulturen des Buddhismus hier in Tibet und der christlich mitteleuropäischen Tradition bei der Geschichte des sterbenden Yaks. Auf dem Weg ins Basislager des *Cho Oyu* lag unweit vom Pfad, hinabgestürzt in eine Mulde, ein sterbender Yak. Er hatte sich beim Sturz die Beine gebrochen. Die Tibeter hatten ihm seine Last abgenommen und ihm etwas Futter vor die Schnauze gelegt. Sie streichelten ihn über den Kopf und redeten beruhigend auf ihn ein. Etwa eine Woche später kam ich wieder an der Stelle vorbei. Der Yak lag noch immer da. Er war noch am Leben und wimmerte leise. Neben seinem Kopf lag frisches Heu. Wie zum Hohn. In dieser streng buddhistischen Region gab es keinen Gnadenschuss für den armen Yak. Dieser Vorfall beschäftigt mich seither. Was also wäre das richtige Mitleid? Den Yak zu begleiten in seiner schweren Stunde? Oder ihn erlösen?

In einer Gesellschaft ohne gemeinsamen kulturellen oder religiösen Überbau werden die Aussagen des Einzelnen absorbiert. Meinungen und Ideen können geäußert werden, doch sie alle versinken in der unübersichtlichen Vielfalt einer unverbindlichen globalisierten Gesellschaft.

Bilder sind Produkte der Wahrnehmung und der Interpretation. Spätestens seit der Zeichnung von René Magritte „ceci n'est pas une pipe“ („Das ist keine Pfeife“) von 1928 wissen wir, dass es das reale Bild nicht gibt, dass ein Bild immer nur eine Symboldarstellung, eine Illustration ist. Noch mehr trifft das auf innere Bilder zu. Sie sind Collagen, Überlagerungen, Sammelbilder, die die Ausgangsmotive als Metaphern, als Kürzel verwenden. Dabei ändern sich oft die Bedeutungen mit der Zeit und durch die Kombinationen, bei denen sich nicht selten neue Belegungen ergeben.

Das Licht in Tibet ist kaum mehr irdisch zu nennen. Es ist von einer solchen Grellheit, Direktheit, man fühlt sich dem Himmel ganz klar näher, als der Erde.

Und man ist es wohl auch, so dünn ist die Atmosphäre.

Und so erklären sich auch die dunklen Fensterumrahmungen der Häuser und Klöster, sie sollen verhindern, dass zu viel Licht eindringt.

Genau gegensätzlich zu den Bauernhäusern in unseren dunklen Tälern, deren Laibungen tief und weiß sind. Um nur ja jeden Sonnenstrahl einzufangen.

Die ältesten Kirchen waren den buddhistischen sehr ähnlich. Die erzählenden Wandmalereien, die serielle Darstellung von Heiligen, die Gobelins, die Fabeltiere und die abwehrenden Fratzen in den Kapitellen.

Eines Abends fuhr ich durchs Tiroler *Wipptal* hinaus. Es war Sommer und bauschig barocke Wolken standen am Himmel. Das Licht wurde nun rötlich und ich hielt an, um den

Aquarellkasten zu suchen. Dann notierte ich eilig diese Stuckfarben. Denn ich arbeitete damals an einer Stuckdecke von 1785, oder 1735, genau weiß ich es nicht mehr. Aber an eben diesem Abend lief im Fernsehen eine Dokumentation über große Vulkanausbrüche in den letzten Jahrhunderten und ihre Folgen. Und genau in den Jahren, aus denen meine Stuckdecke stammte, war irgendein Vulkan in der Karibik ausgebrochen, und hatte den Himmel über Europa für drei lange Jahre verdunkelt. Das bewirkte eine auffallende Zunahme hell stuckierter Kirchen in unserer Region. Und so wird es wohl oft in der Kunst gewesen sein, dass irgendein äußerer Anlass das ästhetische Empfinden plötzlich und nachhaltig verändert hat.

Auch Reisen in Regionen wie Tibet oder Nepal, in denen die Religion und die Tradition noch fest verankert im Alltag der Menschen ist, können die Künstlichkeit unserer Umwelt daheim nicht mehr ändern.

Das Basislager des *Cho Oyu* liegt relativ hoch, auf 5800m. Ich hatte vor, ein Bild von *Cho Oyu*, und eines vom *Nangpa La* zu machen. Ich begann eine Leinwand aufzuspannen. Schon das brachte mich zum keuchen. Ich zeichnete dann mehrere Stunden, alles ging ganz verzögert vonstatten. Und obwohl die Sonne schien, war es furchtbar kalt. Denn unter der Schotterschicht, auf der man geht, ist ein viele Meter dicker Toteisgletscher. An manchen Stellen ist er aufgebrochen und unter der hauchdünn wirkenden Schotterschicht sieht man das dicke blassgrün und blaue Eis. Ein urzeitlicher Anblick.

Ich wollte wieder einmal das Naturhistorische Museum besuchen. Ich hatte mich in der letzten Zeit mit dem Atlantismythos und den Sintfluttheorien beschäftigt. Ich schaute mir also vor allem die Meteore an. Dieses tiefe glänzende Schwarz, die enorme Dichtheit der Brocken, vermitteln tatsächlich die Kälte des Weltalls.

Ich schlenderte dann weiter zu den Dinosauriern und stand plötzlich vor einer verstaubten Vitrine. Ein seltsames Huftier, liebevoll modelliert und etwa 30cm groß, schaute mich an. „Das Urpferd“. war auf dem Schild zu lesen. Und weiters: „Lebte vor rund 60 Mio. Jahren. Das Modell zeigt das Pferdchen in Originalgröße. Es war ca. 25 – 30 cm groß, etwa so groß, wie ein Foxterrier. Es ist der direkte Vorfahre unserer Pferde.“

Mich rührte dieser Winzling und die Vorstellung, dass ein so kleines Wesen zwischen den sonst so riesigen urzeitlichen Tieren überlebt hatte. Zwischen Säbelzähntigern, Sauriern und Wölfen ist das Urpferd zum Fluchttier geworden – und ihre Nachfahren, unsere heutigen Pferde, sind es geblieben. Hier in diesem Museum, vor dem kleinen Urpferd, hatte sich das Rätsel gelöst, das mich schon seit Jahren beschäftigt hatte: warum Pferde, obwohl groß und stark, so hysterisch auf jedes Rascheln reagieren. Ihre genetisch bedingte Angst vor einem längst ausgestorbenen Feind wurde zu einem Symbol für mich.

Was sucht der Mensch beim Höhenbergsteigen? Man begibt sich in eine vollkommen lebensfeindliche Umgebung, in der das Atmen, also wirklich die zentralste Aktivität des Lebenswillens, fast unmöglich wird. Trotzdem wäre es zu einfach, wollte man die Sache nur auf die Todessehnsucht zurückführen. Ich glaube, dass meistens, (am Anfang) das Gegenteil der Fall ist. Nämlich die Sucht danach sich zu beweisen, am Leben zu sein, die Sucht nach intensivster Lebendigkeit, dann wenn die Gefahr vorüber und überwunden ist und wenn die körpereigenen Drogen wirken. Und sicher spielt das Bedürfnis danach, unerreichbar sein zu

wollen, eine große Rolle. Und dieses Bedürfnis des „immer noch weiter weg“ und „höher hinauf“, in Verbindung mit der simplen Tatsache, dass wir täglich älter werden, kann dann sicher zu Todessehnsucht führen.

Aber bleiben wir beim Verschwindenwollen, bei der Lust sich unerreichbar zu machen. Sie, die Fluchttenenz, hat ihre Wurzeln in der Klaustrophobie, und diese befällt uns dann, wenn wir etwas nicht ändern oder auflösen können. (Wobei es wie beim Pferd, das immer noch glaubt, ein kleines wehrloses Urpferdchen zu sein, sein kann, dass der ursprüngliche Grund für die Klaustrophobie längst nicht mehr gegeben ist, aber die Angst, und die Mechanismen der Kompensation

Stirnwand Ost II

haben sich längst verselbstständigt.

Auf einer Schulmappe von mir klebte ein Abziehbild mit der Aufschrift: „Auf und Davon!“.
(Das Logo der Katholischen Jungschar hatte ich vor dem aufkleben abgeschnitten.)

In der Jugend wünscht sich das jeder, leider begreifen nicht viele, dass es nicht um Orte, nicht ums Außen geht.

In Sparbach bei Wien gibt es ein Gehege mit Mufflons. An einem jener Herbsttage, an denen der Wienerwald golden erscheint, und alle Spaziergänger das geräuschvolle Durchwaten des Laubes zelebrieren, stand ich am Gehege der Mufflons und machte einige Skizzen von ihnen. Nach einer Weile raschelte es neben mir und ein Mufflon trat aus dem Gebüsch ans Gehege heran, es schaute mit herzerreissender Traurigkeit zu seinen Artgenossen hinein. War es ausgebrochen und wollte nun seine Kollegen befreien?

Ein Wärter kam heran. Ich fragte ihn was denn los sei. Er erzählte, dass die Mufflons gezüchtet würden, um sie später auszuwildern. Das Mufflon am Zaun sei bereits in die Freiheit entlassen, aber sie stünden immer noch mehrere Wochen lang am Zaun, sie würden am liebsten zurück ins sichere Gehege. „Irgendwann akzeptieren sie die Freiheit“, sagte er „und wenden sich der Wildnis zu.“

Wir waren der Willkür der Chinesen ausgeliefert. Der chinesische Offizier behauptete, wir wären im falschen Lager und er bot uns an zu übersiedeln. Für 5000 \$ Gebühr (ohne Yaks, Yakführer etc.). Wir hatten jedoch keine Lust, in irgendein uninteressantes Lager zu wechseln. Außerdem hatten wir die Schnauze voll davon, dass wir laufend für irgendwelche konstruierten Gründe tausende von Dollars bezahlen sollten. Also reisten wir ab.

Noch einmal führte unsere Route über den sagenhaften *Lalung La* und durch *Tingri* und *Xanmu* zur Grenze. Die Grenze übertritt man zu Fuß, denn es passieren keine Autos die Grenze. Über eine Brücke betraten wir den nepalesischen Grenzort *Kodari*. Und sofort fiel mir die Fröhlichkeit der Menschen auf. Auch in Tibet waren die Menschen freundlich, oder zumindest höflich gewesen, aber nicht fröhlich.

Stirnwand West III

Obwohl ich die tibetische Landschaft liebe, war die Rückkehr nach Nepal wie die Heimkehr ins Paradies. Das saftige Grün, die schwere fruchtbare Erde, das Wasser, das hier von überall zu kommen schien, alles war mir so vertraut und nahe, als ob ich immer schon hier gewesen wäre. Dieses Land spiegelt etwas von meiner Innenwelt, ohne dass ich das weiter präzisieren möchte. Aber es ist so, als könnte ich in meiner Seelenlandschaft herumspazieren.

So, wie in dem Buch „Ich und die Anderen“ (engl. „Set this house in order“) von Matt Ruff, in dem seine Hauptfigur das Innenleben durch ein Haus organisiert hat. Und zwar handelt es sich bei dieser Romanfigur um einen Mann, der an einer multiplen Persönlichkeitsstörung leidet. Sein Therapeut hilft ihm, in dem er ihn anleitet, sich seine Innenwelt vorzustellen, als Grundstück mit einem Haus, in dem alle seine Seelen zusammenleben können.

Mir hat dieses Bild so gut gefallen, dass ich seither mit dieser Vorstellung spiele. Wenn ich meine Tiere aufmarschieren lasse, hat das mit meiner inneren Landschaft zu tun.

Übrigens war es ein seltsamer Zufall, dass gerade als ich mit der Vorbereitung dieser Ausstellung begann, die Ausstellung von Cindy Sherman im Kunsthaus Bregenz anlief (noch bis 28.1.). Sie zeigt jede ihrer Persönlichkeiten nur einmal, außer in den letzten Arbeiten. Es würde mich bedrücken, müsste ich, wie sie, immer im Studio agieren.

Das Unterwegssein, das meditative Gehen, das im Raum denken, bringt mich immer wieder auf neue Gedanken, oder präzisere Bilder.

Während meiner Studienzeit beschäftigte ich mich eine Zeit lang mit Bas Jan Ader. Und auch wenn ich seine Selbstzerstörung nicht gut heißen kann, ja mehr noch, sie als reine Eitelkeit abtun muss, so habe ich es doch an seiner Arbeit gemocht, dass er alles real machte und nichts nachstellte. Dass die Themen, die er bearbeiten musste, Schmerz und Verschwinden waren, ist persönlich tragisch, und

Ende

Maria Peters, Innsbruck 2007